

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 212 (1939)

Artikel: Der Schelmenstreich
Autor: Hess, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656931>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schelmenstreich.

Erzählung von Jakob Seß.

Der Goldglanz eines jungen Morgens überflutet die taufeuchten Wiesen, vertieft das Ziegelbraun der Firste und dringt durch leuchtende Geranien in die niedere Bauernstube.

Der Meister, die Hausfrau und das Gesinde sitzen beim Morgenessen versammelt. Ein Duft von Erdäpfelrösti umschmeichelt alle Nasen unsagbar wohlthuend. Milchhasen und Kaffeekanne prunken auf dem wie ein Schachbrett gezeichneten Tischblatt, selbst einem behäbigen Bauernpaar ähnlich, er mit seinem breiten Schnabel und sie mit dem schlanken Schwanenhalsausguß.

Ein einziger Stuhl ist noch unbesezt. Riffaderhans, der stämmige Bauer, erluchst die Lücke im Harst der Getreuen. „Seh Mutter! Was ist denn mit Seppli, dem Donner?“ wendet er sich an die Ehehälfte.

„Herr Jeses, wie kann ich das wissen?“ seufzt diese. „Er wird gewiß wieder den Schweinchen nachzotkeln. Aus den Federn ist er schon lange. Er hat ja keine Ruh unterm Deckbett. Oh, der Lumpenbub! Acht Beine hat er, gilt es, draußen herumzustrolchen, aber kaum einen ganzen Fuß, heiß' ich ihn, Geschirr hereinzutragen.“

„Will's ihn schon lehren!“ Des Vaters Blicke wandern hinüber zum Uhrgehäuse, worinnen der gefürchtete Taktstock in einsamer Größe auf Arbeit wartet. Doch da schmettert auch schon die Tür aus dem Schloß, und Seppli, der vermißte Sprößling, rasselt wie Sturm und Hagel herein in die versammelte Eßgesellschaft.

„Wo streichst du schon wieder herum?“ brummt der Vater. „Muß ich dir mit dem großen Pinsel die Essenszeit auf den Buckel malen?“

„Aber — Vater!“ mault der Junge, noch ganz außer Atem...

„Siß ab und is'!“

„Aber — hör' doch, Vater! Ich muß dir's doch melden. Das eine unsrer drei Ferkel ist fort!“

„Was — fort?“ widerhallt es rund um das Tischblatt. Der Meister sogar starrt ein Weilchen verblüfft; dann jedoch schüttelt er ungläubig den festgefügtten Bierkantschädel. „Dich sticht wohl der Hafer, du Schalksnarr!“ raunzt er.

„Oder dann ist dir beim Spielen das Tierchen selbst aus dem Stall entwischt.“

„Nun soll ich wieder schuld sein!“ heult Seppli, verzweifelt nach dem Uhrgehäuse schielend. „Diesmal kann ich gewiß nichts dafür. Nur zwei Stück sind noch im Koben gewesen, als ich vorhin nachgeschaut habe. Ich konnte sie nicht einmal streicheln, so bin ich erschrocken, weil eines nicht da war.“

„Wir werden selber dazugucken müssen“, drängt die Mutter, vorsichtig vermittelnd. „Seppli ist ja sonst kein Spintifizierer, sonst hätte er schlechtere Noten im Rechnen. Vater, komm mit! Ihr andern eßt fertig, damit ihr zur rechten Zeit wieder ans Werk kommt. Es tut's an uns beiden. Sonst meinen die Nachbarn, in unseren Köpfen sei etwas wurmstichig.“ Nach solchem wohlgemeintem Zuspruch folgen die Meistersleute dem Buben, sich durch den Hausgang zum Treppchen tastend, das ins Tenn hinunterführt.

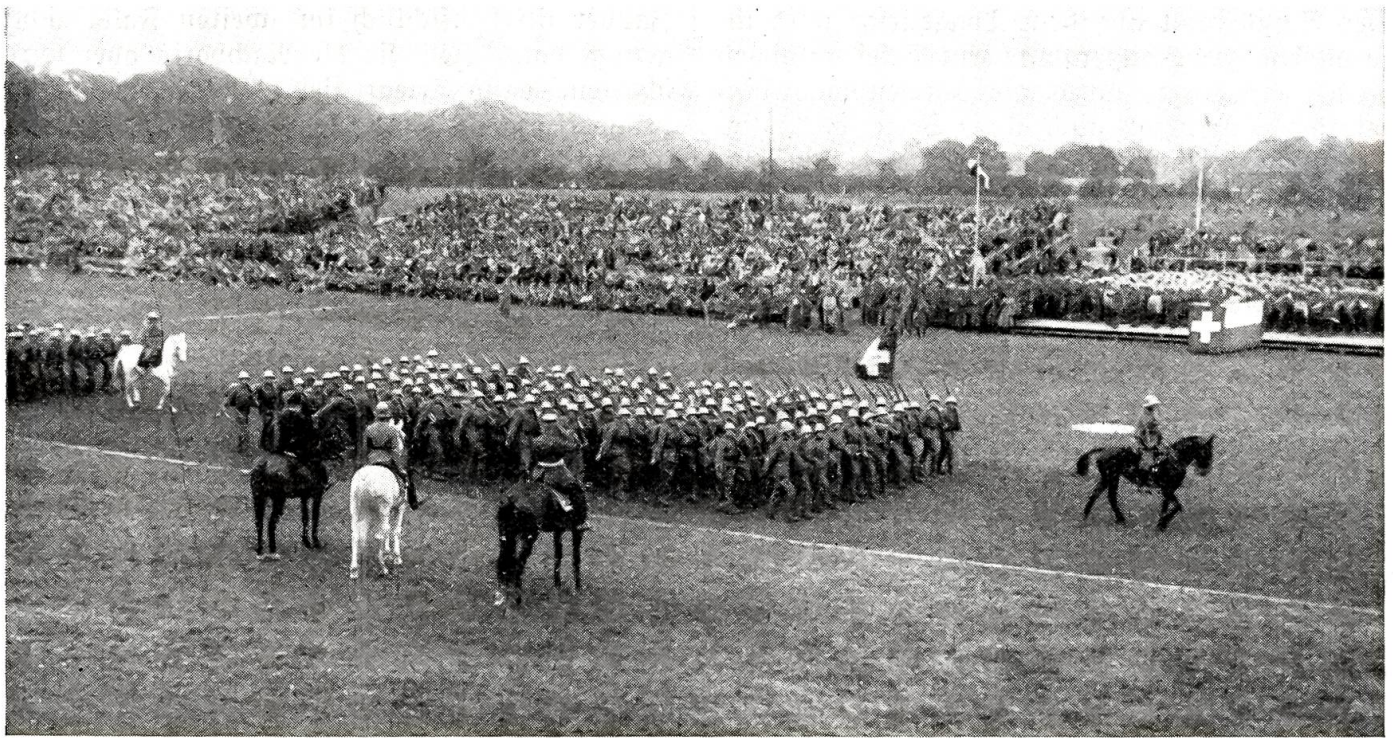
Der Blick des Riffaderhans prüft die Scheune wie ein Feldherr das künftige Schlachtfeld. Die Schweinestalltür freilich steht offen gleich einem hungrigen Vogelschnabel. Die Muttersau schnuppert im Freien herum, und auch die zwei noch verbliebenen Ferkel strecken die Rüssel aus dem Loch, im Begriff, ihr fröhlich nachzufolgen.

„Du Lauser, hast also doch offengelassen!“ Entrüstet greift sich der Bauer den Sprößling und zwackt ihm eine Ohrfeige hin.

Seppli, obschon solches Streicheln gewöhnt, brüllt diesmal auf: „Ich bin trotzdem nicht schuld! Das Schweinchen ist vorher schon weg gewesen. Ich hab' dann im Schrecken über sein Fehlen das Türlein nachher zu schließen vergessen.“

„Der Bub mag recht haben!“ bekräftigt die Mutter. „Schau, Vater, das Scheunentor ist ja zu, und zwar, wie immer, von innen geschlossen. Das Lumpenferkel muß noch im Tenn sein. Seppli, kriech hurtig hinter die Wagen, vielleicht hat das Rekerlein sich dort verschlossen.“

Der Junge kräucht im Staub wie ein Maulwurf. Auch Meister und Meisterin suchen eifrig, der eine knurrend, die andere brummend, nachdem sie zuvor die übrigen Schweine wieder in den Verschlag befördert und diesen gut verriegelt haben.



Abschied von der alten 3. Division 1937.

Phot. Hans Steiner, Bern.

Doch Ferkel Nummer Drei bleibt verschwunden. Sechs Nasenlöcher schnüffeln vergebens, in allen Ecken, hinter Karren, unter Heublachen und Feldgeschirr. Kein Detektiv könnte fleißiger fahnden.

„Seppli, komm wieder hervor!“ ächzt die Mutter. „Gottsdonner,“ wettert Riffaderhans, „die räudige Raß mag da weitersuchen. Es trägt ja weiter doch nichts ab als die Schnorre voll Staub und die Klauen voll Dornen. Ich kann mir nichts anderes mehr denken: Der Reher ist wirklich gestohlen worden!“

„Wie denn nur — ums Himmels willen?“ entgegnet die Mutter händeverwerfend. Bei dem von innen geschlossenen Tenntor hat ja kein Mensch hereingekannt. Nicht einmal durchs Schlüsselloch! Sieh doch nur, Vater, der Schlüssel steckt bolzenfest im Schloß. Nein — niemand! Jetzt muß ich schon bald glauben, das Schweinchen sei uns hinausgehext worden.“

„Jetzt spann mir das Roß aus!“ Der Meister brätscht sich breit auf eine Wagendeichsel. „Gehezt? Bist du noch so abergläubig? Ich hocke darauf — s' ist gestohlen worden — der Teufel weiß wie —

aber fort ist fort! Doch da hör' ich im Gang den Melker schon trampeln. Komm, Mutter, wir haben noch gar nicht gefrühstückt. Wir wollen hinein, und wir können beim Füttern den saudummen Vorfall weiterberaten.“

Einmütig trappen die Drei in die Stube, und die Mutter holt Kaffee und Rösti aus dem Kachelofenbratrohr. Zwischen dem Rauem weist man weiter; aber das seltsame Ferkelrätsel bleibt finster wie die Ofenröhre...

Vorüber stoffeln Arbeitstage, die das Erinnern an den Verlust aus den zähen Bauernköpfen verdrängen. Kartoffeln müssen ausgemacht werden, und das Pflücken der Äpfel hebt an. Das Verlorene ist zwar nicht aufzuspüren, weder im Ackerland, noch im Obstgarten, geschweige denn auf den Nachbarhöfen; aber eines Ferkels wegen hintersinnt sich kein Riffaderhans; dem müßte schon die schönste Preiskuh vor der Nase wegstipigt werden, und auch dann ging' er sich noch nicht hängen. Die Mutter nur forschet insgeheim bei Hausierern nach einem Hexenbanner. Sie weiß eine Nachbarin, die sie schon lange höllischen Zauberwerkes verdächtigt.

Der Wunderarzt aus dem Toggeliried wird ihr zu diesem Zweck angeraten. Ein Brief an diesen Geisterbeschwörer, durch die Küchenmagd hinbefördert, beruhigt auch ihre Seele vorläufig. Selbst ihr machte mehr die Sorge zu schaffen, noch Wichtigeres als der Schweinesprößling könnte am Ende weggehext werden. Einzig der Seppli trauert dem Schnüffel nach wie einem Herzgespielen, im Eifer des Kartoffelerlesens geht jedoch sein Gefummel unter.

An einem Regenmorgen indessen, als Meisterleute und Gesinde widerwillig die Bettdecken lüpfen, das Werk der eben durchraderten Tage noch wie Blei in den Knochenröhren, erscheint die Magd mit der Schreckensbotschaft, auch das zweite der drei Ferkel sei, wie in den Boden hinein, verschwunden.

Das greift selbst dem Riffackerbauern tief ins verholzte Menschengemüt. So könnten ihm ja zuletzt Roß und Rüge aus den Ställen weggeluchst werden. Das Tenntor wird auch dieses Mal als von innenher verschlossen befunden. Kein Fenster ist irgendwie beschädigt, kein Laden offen, kein Wandbrett locker. Mißtrauen wuchert empor in den Herzen, wie Disteln und Quecken auf sauberem Acker. Knechte, Hüterbub und Magd, als fraglos treu bisher gar nicht belästigt, werden messerscharf vorgenommen; aber dabei kommt nichts heraus als kantige Worte und Stachelblicke. Der eine verdächtigt die Hausierer, die im Hof mehr zu Haus seien als die Knechte; der zweite hat den mit dem Bodsfuß gesehen, wie er des Nachts zum Schlot herabfuhr, und meint, der werde bald anderes holen als ein paar jämmerliche Ferkel; an einen Ort, wo man alles verdächtige, zieh' es ihn immer wieder hin. Die Magd lacht, ob man denn wirklich meine, sie hätte das Viehzeug aufgefressen mit allem Gefnöchel und sämtlichen Borsten? Kurzum, der Meister steckt gar nichts auf, doch Verschiedenes ein bei seiner Umfrage. „Ans Werk, ihr Spinner!“ schließt er verärgert. „Man könnte fast denken,“ brummt er dazu, „statt meiner regierte hier der Teufel!“

Nachtwachen werden nun durchgeführt. Riffackerhans läßt sich nicht zum Glauben an mausende Gespenster befehren. Selbst die Mutter schickt nicht mehr zum Hexenbanner, nachdem dessen

Zaubermittel ersichtlich im zweiten Falle nichts genügt hat. Sieht sie die Nachbarin aber wirtschaften, dann kriegt sie plötzlich die dicksten Fäuste.

Am allerheftigsten grübelt Seppli über die Diebstahlsursache nach. Zum ersten verfügt er über mehr Zeit als die Erwachsenen im Hause. Diesen geht ihr Tagewerk vor, und haben tun sie lieber als denken. Zum anderen sind die drei jungen Schweinchen des Buben Stolz und Vergnügen gewesen seit der Zeit, da das Zicklein gemehget wurde. Sein Herz erbebt nun in dumpfer Furcht, auch der dritte rosige Spielgefährte könnte sich noch unsichtbar machen. Kein Wunder, füllt der Ferkeldiebstahl den Kopf des Buben bis zum Zerspringen. Er zappelt und pappelt unaufhörlich, den Erwachsenen zur Plage, und wundert durch alle Hecken und Zäune, stetsfort bestrebt, den Schelm aufzuspüren.

Drei Nächte lang teilen sich Meister und Melker getreulich in den Scheunenwachdienst; denn auch den Diensten ist's daran gelegen, nicht in schlechten Ruf zu kommen. Ist der Riffackerhans auch harthölzern, so plagt er doch sein Gesinde nicht unnütz, zahlt rechten Lohn und behält es lange. Man zieht sich hier keine mageren Bürschchen, die kaum ein paar Nächte aufbleiben mögen, weil ihr Futter für Späßen bestimmt ist.

Den Schelmen freilich eilt es nicht mit dem Abholen des letzten Bratens. Eine vierte Nacht schleicht ereignislos hin. So schleicht auch der Mißmut sich mehr und mehr ein, und man ärgert sich ob des verjoggelten Schlafes.

Nur Seppli, der Sprößling, streift unverdrossen den weiteren Umkreis des Hofes ab. Ein Jagdhundeifer erfasst ihn allmählich. Das Schelmensuchen wird ihm zum Spiel, dem er sich hingibt mit allen fünf Sinnen. Er hat etwas aufgeschnappt von Spuren, die aufgefunden werden sollten. Nun entdeckt er solche — im Sand, in Schmutzlachen. Es wimmelt davon auf lehmigen Wegen, sogar mit scharfen Nägeleindrücken. Indessen — welche davon ist die Diebsspur?

Immer wieder zieht es den Buben — er selber weiß freilich nicht recht weshalb — in die Nähe eines Lotterhäuschens, wo dank des



Fliegerabwehrschießen im Gebirge.

Photopress, Zürich

lächerlich kleinen Mietzinses eine Korbflechter-
sippe sich halten kann. Ihr Leumund ist freilich
nicht der beste. Den Mann und seine beiden
Brüder sieht man bei jedem Sauf- und Kehraus;
die Frau kennt jeder als faule Schlunke, werk-
und sonntags in dem gleichen, verflechten
Seidenfähnlein umflatternd, wie eine Flagge
acht Tage nach dem Feste. Sie striegelt kaum die
Buben vor'm Schulgang. Das Mädchen, von
gleichem Alter wie Seppli, läuft in zusammen-
gebetteltem Zeug, bei dem kein Stücklein das
andere kennt. Für die Bauerngemeinde be-
deuten Bottinis etwa dasselbe wie Schaben im

Guttuch, ein Schaden, den man nicht mehr
vertreibt, man mag drüber wegblinzeln oder
knurren. Schon der Riffaderhans hat gemuffelt,
Korbfliders wüßten wohl mehr als er selber
von den zwei gemausten Ferkeln; doch man lasse
das Kroppzeug besser in Ruhe, ertappe man's
nicht auf frischer Tat. Noch eine Nacht aber wolle
er wachen; ihm schwane es, die Fressbande habe
nun wieder genügend Hunger gesammelt.

Auf einem seiner Schleichzüge begriffen,
trifft Seppli plötzlich Bottinis Katrinli. Er
muß an sich halten, um nicht der Kleinen geraden-
wegs in die Zöpfe zu fahren. Er haßt es beinah,

dieses fecke Ding mit seinem übermütigen Näschen, nicht als ob es ihm übel gefiele, nein, weil in ihm schon der Bauernstolz keimt, der wie von schwindelnder Kirchturmhöhe herunterblickt auf die Häuslersipperschaft. So plagt und verfolgt er das Katrinli auf dem gemeinsamen Weg zur Schule, welchen Dienst es ihm manchmal vergilt, indem es seinen ältern Bruder auf den Bauernsprößling hegt oder ihm von weitem die Zunge herausstreckt.

Eine Nachglut der letzten derartigen Fehde glostet noch in den jungen Gemütern, als sie sich unvermutet begegnen.

„Troll dich, du Hungerleiderin!“ unterbricht der Bub die schwüle Stille. „Wie haben dir heut die Kohlrüben geschmeckt?“

„Hi — falsch getroffen!“ sichert Katrinli, vorsichtig ein paar Schritte Raum gebend, um den Ohrfeigenzwischenraum zu vergrößern. „Hihi — du Tolpatsch — wüßtest du nur, welch feinen Braten wir jüngst gehabt haben?“

„Braaaten,“ dehnt der Junge spöttisch, „ein Ragenbraten wahrscheinlich — pfui Kröte!“

„Nein, nein — hihi — etwas tausendmal Bessres! Der Mund würd' dir wärrig, wenn du es wüßtest. Aber ich verrat's dir nicht — gerade du brauchst es nicht zu wissen, und wenn's dich versprengt vor lauter Neugier.“

Tagheiter wird's plötzlich im Rundkopf Sepplis. So — Ferkelbraten! Fast hätt er das Wort der Gegnerin wütend entgegengeschleudert; doch, schlau, wie er ist, bezwingt er sich nochmals. In seinen Augen aber funkelt's auf, wie wenn man mit Ruten in eine Glut schlägt.

Katrinchen erbangt bei diesem Anblick. Im Grund seines Herzens schlummert doch etwas, das den Buben liebhaben möchte, wär er nur kein so entseßlicher Plaggeist und klappte nicht zwischen den Rindern der Graben, welcher die Scholleneigentümer abtrennt von den Heimatlosen, den Segen christlicher Bruderschaft in Groll und Fluch der Enterbten umwandelnd. Außerdem empfindet das Mädchen das Drohende in Sepplis Wesen, das um so niederdrückender lastet, weil er's verschweigt mit verkniffenen Lippen.

Da juckt er auch plötzlich los auf die Kleine, zerrt sie unbarmherzig am Schwarzzopf, wendet

sich ab und stürmt heimzu, erfüllt vom Wissen um die Räuber seiner heißgeliebten Schweinchen. Mehr verdußt, als wirklich wütend, sieht ihn das arme Katrinchen entschwinden.

Seppli sucht schleunig seinen Vater. Er trifft ihn endlich hinter dem Hause, wo er den schadhafte Gartenzaun flickt. „So, du Schlingel, zeigst du dich wieder einmal!“ lacht Riffackerhans, mit dem Hammer drohend. „Du machst ja ein Gesicht, poß Donner, als ob du Goldstücke ergraben hättest.“

Seppli nickt wichtig: „Jetzt weiß ich, Vater, wer unsere beiden Ferkel gemaust hat.“ Ermüdet vom Rennen, zieht er die Luft ein wie ein zweibeiniger Blasebalg.

Der Riffackerbauer brümmelt unglaublich: „Du wärst mir der Rechte zum Schelmenfinden. Frösche, Molche, Blindschleichen — jawohl — in diesem Fach bist du immer tüchtig.“ Ein Hammerschlag — der Nagel sitzt, wo er sitzen soll; dann meint er beiläufig: „Wen verdächtigst du eigentlich, du Dorfmauser?“

„Bottinis!“

„So so... hmmm ja... die Korbflücker.“ Wieder verspürt ein Nagelkopf die gesammelte Wucht der Bauernrechten.

„Bist du auch sicher?“ Die Worte des Vaters grollen wie ein ferner Donner.

„Gewiß und sehr!“ Der Seppli berichtet, was ihm Katrinchen in aller Unschuld vom Bratenessen daheim verraten.

„Beim Hagel — könntest am Ende recht haben.“ Riffackerhans stellt die Zaunlatte zu Boden, die er eben festnageln wollte, und steckt die beiden breiten Daumen hinter die ledernen Hosenträger. „Das Gaunerpack!“ knurrt er. „Ohne Beweistum dreht uns das nur eine Nase. Du hast doch keinen Verdacht geäußert. Wer ohne klaren Beweis verdächtigt, ist ein Narr oder selber ein Gauner.“

„Nein, Vater, so dumm bin ich nicht gewesen.“

„Ja, dann ist's recht! Ich will nochmals wachen. Jetzt kennen wir wenigstens die Diebe — man weiß, von welcher Seite der Wind bläst. Die Lausware sollte man mit dem Stecken aus unserer Gemeinde fegen. Wundert mich eins noch, so ist es die Art, wie die Lotter den Dieb-



Artillerietag in Lausanne im Juni 1938.

Phot. Max Kettel, Genf.

stahl ausgeführt haben. Das hoffe ich auch noch zu erfahren. Ist's ihnen zweimal so gut gelungen, dann gelüsten sie auch nach dem dritten Ferkel. Sie sollen nur kommen; ich lehre sie schon, wer Meister ist auf dem Riffaderhofe."

Der Abend bringt Sturm und frühes Dunkel. Rings um das Bauerngut wird es so finster, als stünd' es zutiefst auf dem Meeresgrunde. Der Regen trommelt sich sacht in den Schlaf auf dem Riesendach der Riffaderscheune. Nur der Nachtwind saust weiter und rüttelt noch in den Nußbaumkronen und Pappelwipfeln...

Plötzlich fährt der Meister empor von der Lagerstatt draußen im einsamen Tenn. Dem Schelmenwächter hat Arbeitsmüde die Lider lästiglich zugeedrückt. Er hat indessen selbst im Traume getreulich weiter Wache gehalten, jedoch als Soldat im Militärdienst, im Wehrbereich eines Schützengrabens. Vom Knacken eines Büchsenhahns und dem eigenen „Wer da?“ ist er erwacht.

Nun horcht er umher im Scheunendunkel, die eigene Nasenspitze nicht sehend, aber mit dem sichern Gefühl, es bewegten sich Menschen in seiner Nähe.

Riffaderhans erhebt sich geräuschlos. Eine Stimme, dumpf wie der Ruf eines Käuzleins, übertönt den immer noch klagenden Nachtwind. Unzweifelhaft huschen Menschen im Tenn, gedämpften Tones sich unterhaltend.

Der Lauschende wird blicklebendig. Furcht ist ihm ein Unding. Er glaubt nur an Geister, die er selbst destilliert aus Kirschen und Zwetschgen. Ein Bauer wie er und eine Dampfwalze scheuen sich gleichviel vor Gespenstern.

Leis tastet er sich an der Wand hin — lautlos wäre zuviel behauptet; denn allzusehr ist er's gewohnt, entschieden und wuchtig aufzutreten.

Im Husch ist er beim Lichtschalter drüben. Ein Griff, ein Dreh — eine Woge Lichtes durchflutet jäh die Finsternis, die Riesenscheune plötz-

lich erleuchtend und mit ihr, was, die Helle fürchtend, das Dunkel benußt zu sträflichen Taten.

Das Schauspiel freilich, das sich ihm bietet, verschlägt dem Meister vorerst den Atem und läßt ihn doch fast noch an Geister sinnen. Er starrt mit weit geöffnetem Mund auf das letzte, ihm noch verbliebene Ferkel, welches hoch über ihm in der Luft schwebt, gehalten und emporgezogen von einem Strick, dessen oberes Ende in einer Lücke des Daches verschwindet...

Riffackerhans wischt sich verblüfft die Augen. „Du verbrannter Kratten, hier ist doch kein Zirkus?“

Doch kaum erfaßt, verändert das Bild sich. Auf einen Warnruf von irgendwoher wird der Haltestrick plötzlich losgelassen. Das arme Schweinchen saust herunter und plätscht mit hellem Quieksen zu Boden, während es auf dem Dache rumpelt.

Unten aber huscht ein Schatten; der will am Bauern vorbei zum Tenntor. Der Flüchtling morxt wie ein Wilder am Riegel, freilich umsonst, denn das Schloß ist ja zu und der Schlüssel überdies abgezogen.

Das Erstaunen des Meisters hat sich inzwischen in grimmigen Tatendrang verwandelt. Poß Himmelsfluch, dieser eine Gauner zum mindesten soll ihm nicht entweichen. Gleich einem Nashorn in vollem Jagen prescht er los auf den Überraschten und packt den Schelmen bei der Gurgel. Das Opfer windet sich wie eine Natter unter den Eisensäusten des Bauern, fragend, mit beiden Füßen ausschlagend, ja sogar zu beißen versuchend.

Riffackerhans gelüftet's nicht übel, etwas kräftiger zuzudrücken, er wäre just in der richtigen Laune; aber er scheut sich vor Gerichtswetter und verzichtet daher auf Gewalttat. So nimmt er die Gegenwehr in Kauf; läßt aber dafür ein Brüllen von sich, das schauerlich im Tenn widerhallt und alle Riffackerbewohner aus Schlaf und Bett und Kammern scheucht. Wie Wäsche im Sturm kommt's herbeigeflattert, in Hemd und Hosen, in Unterröcken, in Nachthauben und mit verstrubbelten Haaren, als wär ein Schock Hühner aufgestört worden. Die Hausfrau poltert das Stieglein herunter, gefolgt von Magd und Melker und Rühbub; hinterher drängt sich entschlossen der Seppli und als letzte seine Schwester, ein weißes Gespenstchen, ins Leintuch gewickelt.

Von einem Halbdutzend Fäusten gehalten, wird nun der Schelm ans Licht gezerrt. Tatsächlich ist's einer der beiden Brüder aus dem Korbmacherhäuschen drüben. Er vagabundiert für gewöhnlich herum und verweilt nur länger bei seinen Verwandten, wenn die Truppe, bei der er als Seiltänzer auftritt, sich in den benachbarten Ortschaften aufhält.

Halsstarrig, wie der Mensch sich gewehrt hat, spielt er im Verhör den Stummen; aber den Hergang des Unternehmens verraten der Strick, das halbtote Ferkel, die sorgfältig weggedeckten Dachziegel und letzten Endes auch die Baumleiter, die angelehnt hinter der Scheune steht, so wie sie der Dieb Nummer Zwei verlassen.

Der Ertappte starrt verwegen seinen Überwindern ins Antlitz. Ohnmächtiger Zorn des Heimatlosen fletscht zwischen tabakgebeizten Zähnen. Solch freches Gebaren reizt den Meister, der bislang an sich gehalten, noch mehr. Mit dem Geißelstecken zahlt er dem Schelmen ein Angeld auf die rechtsgültige Strafe. Allein das Mitleid der Bäuerin läßt den festlichen Akt nicht barbarisch entarten.

Der Sünder findet im Spritzenhäuschen hernach Unterkunft und Muße, um sich tüchtig auszuschlafen nach seinem verunglückten Beutezug.

Der Seppli, befriedigt vom lebhaften Schluß, der ihn versöhnt mit so mancher Haue, deren Opfer er selber gewesen, mißt sich das Hauptverdienst am Gang zu. Er hat ja dem Vater die Spur gewiesen, ihn aufgemuntert zu längerem Wachen. Mit freudigem Gruseln schaut er zu, wie der Dieb gefesselt und weggeführt wird.

Gleich darauf bekümmert er sich um das Ferkel. Noch liegt es auf dem Scheunenboden, an der Stelle, worauf es heruntergepurzelt, vergessen von den Großen im Hofe, die noch eifrig den seltenen Fall verhandeln. Er bückt sich und stüpft das Tierchen zaghaft. „O du Armes,“ bedauert er, „lebst du vielleicht noch?“ Er streichelt stärker, und tatsächlich fängt das Vierbeinerchen an zu quieksen.

„Mutter! Sette! Mariechen! Schaut doch!“ jubelt Seppli, „es schnauft ja! Es lebt noch!“ Und er liebkost das Schweinchen so lange, bis es wieder munter umherkriecht, halbwegs erholt vom Sturz aus der Höhe.

Da schubbt der Bub das Ferkel dem Stall zu, plustert sich auf und belehrt das Viehzeug: „Wär ich, der Seppli, nicht gewesen — jetzt würdest du auch abgestochen, gebraten und darnach aufgefressen.“

Die bewaffnete Ortsmacht, verstärkt durch den Meister, den Melker und etliche handfeste Nachbarn, erscheint zu spät im Korbflückerhäuschen, um den Bruder des Diebes noch fangen zu können.

Den Bottini selbst nebst Frau und Kindern, die höchstens als Fehler gefaßt werden könnten, beläßt man vorläufig lieber daheim, um sie nicht von Amts wegen füttern zu müssen, bis das Urteil gesprochen wird.

Auch der Häftling ist dafür besorgt, die Feiðwiler nicht in Kosten zu stürzen. Als der Wächter am folgenden Nachmittag dem Gauner sein Essen bringen will, da zeigt sich das Spritzenhaus aufgebrochen. Die Britsche ist leer. Nur ein Spazepärchen meldet sich zum Futterempfang. Es ist kein Lux, einen Akrobaten in Numero Sicher zurückzubehalten.

Das Gericht verknurren den Vater Bottini zu ein paar Wochen Gratisurlaub, ersigbar im Bezirksgefängnis. Für die Riffaderleute ist damit der Diebstahl abgetan und erledigt. Sie wissen nun, wie man Schweine weghebt, ohne den Geistern ins Handwerk zu pfuschen.

Seppli, dem Spurensucher, wird's schwerer, sich zurückzufinden ins Werktagstreiben. Gaunerfang und Abstrafen von Schelmen ist lustiger als Aufsätze dreschen, wobei nichts herauskommt als ein Schoß Fehler, rot unterstrichen und nachzubessern.

Seufzend duckt er sich unters Joch, auf die kommenden Weihnachtsferien hoffend. Eines Morgens aber sieht er beim Schulgang Korbmakers Katrinchen am Straßenbord sitzen, verweinten Gesichtes und bitterlich flennend.

„Dem häng' ich eins an!“ ist sein erster Einfall, „Schelmengeiß oder sonst etwas Nettes.“

Je näher er indessen trappt, je schärfer das Jammerbild ihn anstarrt, um so weicher wird seine Seele. Der Kleine ist nicht der Riffaderhans, trotz gleicher Statur und Anlage zum Hochmut; in ihm schlägt das mildere Herz der Mutter. Tränen, pfui Schnecke, die kann er

nicht ausstehn, die kribbeln ihn irgendwo, gar nicht zum Sagen.

Auf einmal hält er still vor dem Mädchen, ergriffen von einem seltenen Mitleid. „Katrinchen,“ fragt er, „sag doch, warum heulst du?“

„Das wirst du wohl wissen!“ pfnuchzt das Kind, aus dessen Betrübnis ein Zornstrahl aufzuckt.

Dieser Ingrim, so jäh aufkochend, dämpft die Anteilnahme des Buben. Das Gemüt zieht sein Tastorgan zurück; die Muschelschalen klappen zusammen, und der Föppler regt sich wieder. „Ich denk mir halt,“ höhnt er, „es drückt dir das Herz ab, weil's Schluß ist mit Ferkelbratenessen. Nicht wahr, es hat fein geschmeckt, das Gestohlne?“

„Ich habe davon ja gar nichts gewußt!“ troßt das Mädchen auf, und wieder kugeln die Tränen über beide Wangen, als wäre ein Wasserhahn undicht geworden.

„Das glaubt dir, wer will! Ich einmal nicht!“

„Was hül' mir das Lügen?“ jammert Katrinchen. „Jetzt ist uns doch sowieso alles verhaselt. Jetzt muß der Vater drei Wochen absitzen und kann keinen roten Rappen verdienen. Jetzt müssen wir betteln gehn oder verhungern.“

Die kummerschweren Worte der Kleinen, brutal in ihrer nackten Erkenntnis, dröhnen wie Schmiedehammerschläge wider Sepplis Bauernschädel. Sein Mitgefühl wird wieder Meister über die häßliche Schadenfreude. „Ach was — verhungern? Wird nicht so schlimm sein!“ stammelt er bestürzten Gesichtes. „Deine Mutter ist doch daheim. Sie kann doch trotzdem für euch kochen?“

„Ja kochen — was denn? Wenn gar nichts da ist? Kein Brot, keine Milch?“ Die Zähnen schauern wie Regen in einem nassen Sommer.

Seppli tut einen schweren Schnauf. Ihm ist, ein unsichtbarer Hälbling wüрге ihm die Kehle zusammen. Sein Übermut krebst erschrocken zurück vor dem unverhüllten Menschenelend, das zum erstenmal vor ihm auftaucht, verwirrend, kummervoll und bedrückend. Fast schüchtern ergreift er Katrinchens Händchen: „Hör auf mit Zennen! Ich — will dir ja helfen!“

„Mir helfen? Du, Seppli?“ Ein fragendes Leuchten erglimmt aus nassen Kinderäugen.

Da langt der Bub in die Hosensacke und erlaust die Toppentaschen. „Da, nimm nur, Katrinli! Mein Neunuhrimbiß. Ich halt' es schon aus bis zum Mittagläuten.“

Zwei große Brotstücke, eine Speckschnitte und Dürrbirnenschnitz zieht er hervor und reicht sie freudigen Herzens dem Mädchen, das traumhaft unglaublich zu ihm aufschaut.

„Jetzt merk's dir — bis dein Vater frei wird, wartest du mir jeden Morgen und holst dir, was mir die Mutter mitgibt!“ erklärt der Geber mit jenem Befehlston, welcher den künftigen Meister andeutet. „Ich will dich nicht verhungern sehen. Pack' ein und komm mit! Es wird an der Zeit sein!“

Katrinchens Tränenbächlein versiegen. Es meint, die Geschenke freudenvoll umklammernd: „Ich dank' dir auch, Seppli! Du bist doch ein Guter!“

Einträchtigen Sinnes wandern nunmehr die beiden Versöhnten dem Schulhaus entgegen, mit gutem Willen die Kluft überbrückend, die dunkelt zwischen Schelm und Bauer und die wir allmählich ausfüllen müssen, wollen wir jene Volksgemeinschaft, die allen Schutz und Heimat bietet.

Immer im Amt.

Der Herr Staatsanwalt geht auf die Jagd. Taucht ein Hase auf. Reißt der Herr Staatsanwalt das Gewehr an die Baue und sagt: „Zum Tode verurteilt.“ Drückt ab und — der Hase hoppelt mopsfidel von dannen. „In contumaciam“, fügt der Herr Staatsanwalt hinzu.

Böse Verwechslung.

Alte, kurzlichtige Dame (beim Kunsthändler): „Und dieses scheußliche Gemälde da werden Sie wohl auch nicht mehr an den Mann bringen. Wen stellt es vor?“ — Kunsthändler: „Verzeihung. Das ist kein Gemälde, das ist ein Spiegel.“

Zeitgemäße Drohung.

„Was? Gehaltserhöhung? Seien Sie froh, daß Sie mein Buchhalter sind, Herr! Wenn Sie mich noch einmal um Zulage bitten, mache ich Sie zu meinem Teilhaber!“

Lücken des Senfmannes.

„Eine Katze hat neun Leben!“ pflegt man im Volksmunde zu sagen, wenn jemand ein besonders zähes Leben hat, also nicht umzubringen ist. Da lebte z. B. ein gewisser Ivory Duffenhaugh im amerikanischen Staate Indiana, der lachte und dabei eine Nähnadel verschluckte. Das spitze Ding geriet in seine Lunge. Volle 33 Jahre wanderte das nützliche, aber immerhin recht gefährliche Werkzeug in Duffenhaughs Organen herum. Als man schließlich am Ende dieser langen Zeit die Nadel glücklich aus dem Innern des Kranken entfernt hatte, vermochte er festzustellen, daß sie durch Lunge, Magen und andere lebenswichtige Organe gewandert war, ohne nachteilige Folgen hervorzurufen.

Fast jeder kann sich strecken und gähnen, ohne daß es ihm irgendwie schadet. Es kann aber auch anders kommen, wie Allen Johnson aus Ohio spüren mußte, der die Arme ausbreitete und sie beide völlig ausrenkte. In dem gleichen Staate flog dem sich herzhaft gähnenden John Gerken eine Biene tief in den Mund. Für zwei Stunden lag der Überfallene ohne Bewußtsein; so lange hatte der alsbald herbeigerufene Arzt zu tun, ehe er John wieder zu sich gebracht und den über einen Zentimeter langen Stachel entfernt hatte. Eine Postbeamtin gähnte dermaßen, daß sie ihre Kiefer aussetzte. Bis ein Arzt die Sache wieder in Ordnung gebracht hatte, war der gesamte Postbetrieb im Städtchen lahmgelegt.

Viel Glück hatte auch ein gewisser Richard Melton, der sich aus Versehen in die linke Seite schoß. Er gedachte durchaus nicht, sich das Leben zu nehmen, nur seine Pistole ging zufällig los, die Kugel drang in die linke Brustseite, gerade dort, wo das Herz zu sitzen pflegt. Doch der Senfmann wollte von ihm nichts wissen. Die ärztliche Untersuchung zeigte, daß der Ungesicherte das lebenswichtigste Organ auf der falschen Körperseite trug.

Ein gewisser Humor verklärt manchen Unfall, der hart am Tode vorbei führte. So fuhren in der Umgebung von Tokio sieben Personen in einem Lastkraftwagen zu der japanischen Hauptstadt. Unerwartet stürzte das Gefährt über